

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1927

4 (6.1.1927) Die Mußestunde

Aussehen noch krankhafter zu sein. Roth hatte er einen langen schwarzen, als ob er ihn nach einem Pflaster geerbt hätte. Dazu trug er abgewetzte, lange und deshalb unten eingeschlagene Hosen, zweimal in der Woche neugewaschene Schuhe, und einen fast neuen, auf erhaltenen, dafür aber schon aus der Mode gekommenen Zylinder. Sein Roth war sehr zugeknöpft, machte aber über der Brust und unter den Achseln unzählige Falten. Der linke Ärmel war einmal durchgewetzt gewesen und daher gekleidet. Man gewahrte auf dem linken, ins Graue übergehenden Tuche einen dunklen Fleck in der Größe und Gestalt eines Kreuzerflüdes.

Das Leben des Herrn de Beriot floß ohne besondere Abwechslung dahin. Manchnal setzte er sich, hielt seine Bekannten einzufluchen, am Rai nieder und las L'Amis Dumoreux im Original. Einmal wollte er mir sogar die Uebersetzung eines poetischen Wertes zur Durchsicht leihen, aber es kam nicht dazu.

Herr de Beriot pflegte mitunter sehr geprächig zu sein. Wenn er mit jemandem sprach, der ihm widersprach, pflegte seine Stimme verachtend und ironisierend zu sein. In einigen Dingen war er sehr heftig, und wegen einer Kleinigkeit konnte er sich so erregen, daß er statt zu schreien geradezu schrie und seine Hand stützte darauf, daß sie wohl kaum ein Glas zum Munde gebracht hätte. Sonst war er kameradschaftlich, selbst mit dem Hausknecht, mit dem er mitunter Karten spielte. Er sprach am liebsten davon, was er gewonnen hatte, mit wem er in Verführung gekommen war, was er gesehen, angetan und getrunken hatte. Von Paris konnte er Wunder erzählen. Dort war er mit dem Fürsten gewesen, mit dem er als Sohn des Direktors erzaogen worden war, mit dem er aufwuchs, sich spielte, und mit dem er später wahrhaftig auf familiarer Weise die Welt genossen lernte. Wenn er von den Frauen sprach, leuchteten die blauen, eingefallenen Augen des Herrn de Beriot in fast jugendlichem Feuer. Uebrigens sprach er vernünftig, ein wenig leidenschaftlich über alles in der Welt, nur von Amerika tat er keinerlei Erwähnung, als ob sein Aufenthalt dort keiner Erinnerung wert sei, oder als ob die diesen Erinnerungen am liebsten ausweichen möchte.

Wenn er sprach, gestikulirte er nur ein wenig mit der Rechten, besonders wenn er im gewöhnlichen Konversations- tone sprach. Dafür aber, wenn er erregt war, sprang er vom Stuhl auf und gestikulirte mit beiden Händen über seinem Haupte. Gern betrachtete ich seine Hände. Es war wirklich eine aristokratische Hand, ein wenig abgemagert und durchsichtig, aber stets sorgfältig leinert.

Mit einem Male konnte man an Herrn de Beriot eine doppelte Veränderung wahrnehmen. Auf seinem Zylinder war ein schwarzer Flor zu sehen. Fast gleichzeitig konnte man merken, daß aus dem Munde des Herrn de Beriot statt selbst des billigen Weines beständig Brantwein zu riechen war.

Herr de Beriot befand sich da, von wo aus man rasch sinkt und wenn es eigentlich schon gleichgültig ist, ob man einen Tag früher oder später gänzlich versinkt.

Der Trauerflor auf dem Zylinder des Herrn de Beriot galt seinem Cousin, und der war öffentlich bekannt geworden. Es ging nämlich durch die Zeitungen die Sensationsmeldung, daß ein Hauptmann L. sich Veruntreuungen zuschulden kommen ließ, die Verhaftung nicht abwartete, und sich vor der Verhandlung erschloh.

Damals sah ich Tränen in den blauen Augen des Herrn de Beriot. Er weinte. Ich weiß nicht, ob um den Cousin oder deshalb, weil durch den Tod die Quelle seiner regelmäßigen Einnahmen verstopfte.

Seit jener Zeit war es manchmal bedrückend, Herrn de Beriot anzusehen. Er litt Not, man sah es ihm an, und er pflegte auch zu hungern. Delikatessen brachte er nur noch selten, und oft nur bloß die Suppe während eines ganzen Tages seine einzige Nahrung. Was ihm aber, wie ich glaube, am drückendsten war, drückender als der Hunger, war wohl, daß er nicht mehr in seinem Bett schlafen durfte, daß er sich mit einem gemeinamen Nachtlager in der Wirtsstube am Fußboden begnügen mußte, auf einer Hand voll Stroh, statt eines Kissens mit einem unter dem Kopfe zusammengerollten Rode. Jetzt mußte er früh schon vor fünf Uhr aufstehen und schlafen ging man um halb zwölf. Er schlief dann bis zehn Uhr im Stalle weiter. Es fiel den Leuten plötzlich auf, daß er während dieser paar Tage auslief, als ob er um mehrere Jahre gealtert wäre. Er war mager, die Backenknochen stachen noch mehr hervor, die Nase erschien noch spitziger. Die eingefallenen Augen erglänzten fändig feuerhaft, seine Gesichtsfarbe war noch brauner und seine Lippen schienen beständig vor Kälte zu bebren.

Nicht einmal Karten spielte er mehr. Er liebte bloß, aber so, daß sich alle anderen ärgerten. Jeden Augenblick fuhr seine kleine, weiße und manere Hand über die Äpfel irgend eines Spielers. Herr de Beriot zog eine Karte heraus und warf sie auf den Tisch.

„Das ist keine Art!“ schrie ihn jemand an. „Er wird mich Art lehren.“ antwortete er in der dritten Person, aus seinen Augen schossen Blitze, seine Lippen zuckten, und es erschien auf ihnen: es merkwürdige Zeichen voll Sach und Betrachtung. „Ich kenne keine Art! Jemand hat in seinem ganzen Leben nicht so viel Geld gesehen, was ich mit Fürsten für Champagner verzoßen habe!“

„Nun, jetzt haben Sie was davon!“ bemerkte der Ange- redete, indem er sich mit einem elegant legeren Tone revan- schierte.

„Jawohl, jetzt hab' ich was davon! Ich habe wenigstens wie ein Mensch etwas genossen. Aber Sie haben Ihr ganzes Leben lang wie —“ schrie der einfluge reiche Mann erboht.

„Was wie?“

Herr de Beriot sagte ihm das Gewöhnliche, indem er ausbrachte. Man sah es ihm an, daß er beständig gereizt und aufgeregter war, so aufgereizt, daß man vor ihm Angst haben mußte.

Zwischen ihm und den anderen Gästen pflegte es fast jeden Tag einen Kravall zu geben. Wenn es sich bloß um einen Wortstreit gehandelt hätte, so wäre Herr de Beriot immer über jedermann leicht hinweg gelieben. Er war boshaft und giftig zugleich, sprach nichts Überflüssiges und hatte solche Gründe zur Hand, daß es dasenigen keine Einwendungen ab. Von seinen Lippen verhiwand jetzt überhaupt nicht mehr jenes verächtliche ironische Lächeln.

Wenn er allein über die Gasse ging, sprach er halb laut mit sich selber, wobei er mit der rechten Hand gestikulirte. Uebrigens zeigte er sich jetzt nur noch ungeru auf der Straße. Auch pflegte er schon nicht mehr mit den Zwainfögen Dumoreux am Quai zu sitzen. Vielleicht schämte er sich wegen seiner schändlichen Kleider. Man sah es seinen Kleidern an, daß er in ihnen ungesonnen schlief. Der Fleck am linken Ärmel hatte sich losgerissen und an seiner Stelle war der Ärmel des Hemdes zu sehen, das schon sehr lange nicht mehr gewaschen worden war.

Mit einem Male, es war im Herbst, da in die Verber- schungen wieder die elendesten Schlaflosigkeiten einaufleben pflegten, konnte niemand über Herrn de Beriot einen Bescheid geben. Er hatte sich im Wirtshause schon einige Tage nicht mehr sehen lassen. Er war angeblich dem Hausknecht drei Nachtlager schuldig abgeblieben; ein paar Kreuzer. Vielleicht blieb er deshalb aus.

Herr de Beriot, der mit Fürsten Champagner getrunken hatte, wußte dem Hausknecht gegen drei paar Kreuzer noch nicht aus. Der Grund seiner Abwesenheit war ein anderer, er- sterer.

Der Briefträger brachte mir eine Korrespondenzkarte. Ein Kranker lud mich zu sich ins Spital der Barmherzigen Brüder. Jemandem schrieb ich ihm: Sie haben sich für einen gewissen Mann interessiert, wenn Sie weiter nicht verziehen haben, kommen Sie. Er würde Sie gerne sehen. Er hat eine Lungenerkrankung.

Ich ging hin und fand Herrn de Beriot. Es war entsetzlich, ihn anzusehen, wie er heruntergekomen und verfürort war. Die Lungenerkrankung kam erst später dazu. Zuvor hatte ihn das Dilemma tremens ergriffen. Er erkannte mich erst nach einer längeren Weile wieder.

Er reichte mir seine kleine, aristokratische, hochge Hand. „Ach, Sie haben mir eine Pomeranzens-Äpfelchen?“ rief er und seine Augen glänzten. Aber im selben Moment erlosch wieder dieser Blick; sein Geist wurde düster, um seine Lippen spielte jenes bedauernde Lächeln und Herr de Beriot flüsterle:

„Schade, daß es kein Raviol ist!“ Die Wächter, während er nicht in die Wirtshausherberge kam, schloß er angeblich in den Steinbrüchen hinter dem Strahonsker Tore (Brag). Das Geinidel jeder Grabkammer hat seine Schlafwinkel, wo es ihm wenigstens für einige Zeit möglich ist, sich vor der Hölle zu verbergen.

„Warten Sie,“ sagte der Kranke, „ich habe ein Gedicht geschrieben, senden Sie es irgendwem; für das Honorar wollen wir dann eins zusammen trinken.“ Die Verse, die er auf einem Stückchen Papier niedergeschrieben hatte, waren ohne jeden Sinn, er hatte sie offenbar im Delirium geschrieben.

Er sah mich ungemein mild, ernst und traurig an. Zeitweise hatte es den Anschein, daß er seine Nase bereifen und das Bewußtsein zurückkehren würde.

„Das Leben ist ein großes Räthel,“ sagte er dann, als ob er sich an etwas erinnern würde. Ein großes Räthel. Und auf dessen Lösung ist ein einziger Preis gesetzt: der Tod.“

Er schloß seine Augen für ein Weilschen und machte den Eindruck eines Toten. Der Tod,“ flüsterle er, indem er wieder verwirrt und verfürort um sich bliffte, und sich mit beiden Händen an die Stirne fuhr. „Der Tod! Nichts auf der Welt ist so wenig wie der Tod, der das größte Nichts ist!“

Er warf sich auf seinem Lager herum, schrie irgend etwas Unverständliches, hustete, ziffte und wollte aus dem Bette

stürzen. Man mußte ihn mit Gewalt halten, damit er sich beruhige. Er sank wie leblos zurück. Die Kaonie trat ein. Am nächsten Tage besuchte ich ihn wieder. Es befand sich bei ihm ein Odenabruder und eine Wärterin. Er rief die Bede von sich herunter und suchte sie dann wieder anständig. „Rati, rati!“ schrie er. Er öffnete die Augen. Sie waren ganz trüb, gebroden und starr. Erst nach einem Weilschen flardete in ihnen wieder ein Lichtbild auf und es schien, als ob das Bewußtsein wiederkehrte. Dieses eingefallene, blaue Auge machte einen so unaussprechbar — traurigen Eindruck. Er sog die Hand zu sich näher heran und schaute lange Zeit auf die Spitzen seiner bläulichen Finger.

„Nun also,“ sagte er sehr unhörbar. Er war sich offenbar in diesem Augenblicke bewußt, daß er herbe. Seine Hände waren schon starr und kalt. Seine Hände legten sich neben seinen Körper, nur die Äpfeln hoben sich ein wenig und die Brust- teile am Halse spannten sich. Der Sterbende öffnete den Mund, wollte etwas sprechen, aber statt dessen leufte er sanae. Zeit dragen seine Augen, trübe, entsetzliche Augen. . .

Der barmherzige Bruder legte die Hand auf seine ent- hüllte, behaarte Brust, befühlte den Puls und herdete beim Munde. Es war ein schrecklicher Anblick, dieser merkwürdige, halbgeöffnete, verächtliche Mund mit den häßlichen, schwarz- lichen Zähnen. . . „Er hat ausserungen.“ sprach der Mönch und kniete nieder.

In diesem Augenblicke bewegte sich das Haupt des Ster- benden noch einmal, es suchte ihm um die Lippen, das linke Auge öffnete sich zur Hälfte und Herr de Beriot befand sich schon nicht mehr unter den Lebenden; weder unter jenen, die Champagner trinken, noch unter jenen, die in den Strahonsker Steinbrüchen zu nächtigen Pflegen.

Autorisierte Uebersetzung von J. Reismann.

Eine Geschichte vom Aberglauben

(Nachdruck verboten.)

Wunderlicher Aberglauben triebst noch mancherorts in den Häusern und stilleren Nüthen umher. Und zuweilen geschieht etwas, das ihm Nahrung gibt, so daß er nicht ausstirbt, son- dern weiterspulen kann. . .

„Zuener schwächer wurde der Atem des kleinen Kindes, denn hatte es ausgeathlet, war tot. Und nun hörte man, als wäre sie bis dahin ganz verknümmert gewesen, wieder das laute Lachen der Wanduhr, dann schnarrte sie, holte aus und schlug die fünfte Morgenjonne.“

Der Mann trat von dem Lager des Kindes an das Bett der blaffen Frau und schaute ihre Hand. Da wußte sie, daß all ihre Aual, die ihr juchstbaren Leiden vergänglich gewesen, daß sie nun wieder kein Kind hätte.

Nach ihrem letzten Aufschluchzen war es still geworden in der Stube; Mann und Frau sahen regungslos und starr zu nach dem Fenster, hinter dessen Scheiben der erste tolle Schim- mer des jungen Tages sichtbar wurde.

Was hätten sie getan, daß sie so vom Unglück verlorst wurden, daß ihnen auch das zweite Kindchen sterben mußte? Weiber Gedanken glitten zurück, jeder von ihnen durchforschte sein Leben, um gut zu machen, was unbewußt vielleicht ver- schuldet worden war.

Da erinnerte sich die Frau plötzlich jenes Tages, als ihr die Frau, bei der sie als junges Mädchen gedient, ein Morien- zweiglein gelehrt. Sie hatte es einpflanzen und aufs Fen- sterbrett gestellt, denn nun sollte es so rasch wachsen, daß sie sich noch den Brautkranz davon machen konnte.

Alle, die im Hinterhause wohnten und durch den Hof mühten, sahen das kleine, grüne Zweiglein am Fenster stehen und alle lächelten. Sie wußten es ja, daß das hübsche Mäd- chen einen Schok hatte.

Und der Abieger schlug wirklich Wurzeln und begann zu wachsen, aber mit ihm wuchs auch der Klaffsch im Hause. Man hatte keinen Grund, aber jeder, der die junge Morie sah, pro- bierte seinen Wisd an dem Zweiglein. Man dämmte dem jungen Mädchen sein Glück nicht, und die Pflanzungen luschelten sich in die Obren, wenn Marie über den Hof ging und die Blüte stachen sie im Rücken.

Da nahm sie die Morie vom Fenster fort und stellte sie abseits auf den großen Kasten hinten in der Stube. So — nun würde sie Frieden haben — und der Schok sollte sie auch des Sonntags nicht mehr abholen kommen. Zuerst wurde es nur noch schlimmer, man wollte wissen, was geschehen sei. — Dann aber begann man sich zu beruhigen, wurde still.

Nach Wochen, als Marie die Morie einmal von dem Kasten nahm und im Hellen hielt, fand sie nur noch ein gel- bes, dürrs Büschel — das Zweiglein war verkradnet. Sie erschrak, als sie es sah, die Frau aber, die ihr die Morie ge- schenkt, schlug jammernd die Hände über dem Kopf zusammen: „Mädel, Mädel, das bringt dir Unglück, das wirft du bitter-

lich bereuen. Wie willst du mal ein Kindchen erziehen, wenn du nicht einmal ein Pflänzchen zur Blüte bringen kannst!“ Und die Frau hatte recht behalten, Marie hatte kein Glück mit ihren Kindern — da drüben, in den weißen Kissen, lag ja nun wieder solch ein kleines Geschöpf starr und kalt — alle Glücksträume waren vernichtet, wieder einmal! Und die Frau begann zu weinen, so bitterlich, als habe sie wirklich den Tod ihres Kindes verschuldet.

Alle Trostwörter des Mannes verlagten, denn jetzt be- weinte sie ja auch das araulame Schicksal, das ihr bestimmt. „Das Mädel, das nicht warten kann, bis es den Morientranz auf dem Kopfe hat, muß mit Morienblam!“ den Satz ihres Kindes schmiden“, hatte die Frau gesagt. „Und wer eine Morie verkradnet läßt, bleibt kinderlos.“ — hatte sie hinzu- gefügt. Ja, Marie hatte nicht warten können, und hatte die Morie verkradnet lassen, — nun mußte sie den Fluch tragen. Damals freilich hatte sie gedacht — wie konnte man nur so abergläubisch sein! Jetzt, nach all dem Unstük, war sie selbst so abergläubisch geworden.

Während der Mann ging, um den Arzt zu holen, lag sie regungslos und harrete auf den goldenen Schimmer, den die Morgenjonne drüben auf der Säuerwand gemalt. Ihr Sinn marierte und quälte sich: Was aber hatte die Frau damals noch gesagt? Was mußte geschehen, um den Fluch von ihr zu nehmen? Ach, hätte sie die Frau doch einmal fragen könn- ten, aber sie war längst tot, hatte ihr Geheimnis mit ins Grab genommen.

Der Arzt kam, stellte den Schein aus, verdrückte der Kran- ken eine neue Medizin und sprach ihr Mut zu. Nach der ent- setzlichen Nacht kam jetzt eine tiefe Erfrischung über die Frau; sie wurde ruhiger und verfiel in Schlaf.

Als sie erwachte, brach der Abend schon herein und färbte die Stube mit seinem wunderlichen Licht. Der Mann sah am Fenster, erhob sich aber jetzt, als sie sich reate, forschte ängstlich in ihrem Gesicht und nicht ihr beruhigend zu. Da erinnerte sie sich wieder des ganzen Unstüks, wollte weinen, bezwang sich aber.

Am se abzulekten, begann der Mann zu sprechen, erzählte daß er inzwischen auf dem Zivilstandesamt gewesen sei, um den Todesfall anzuzeigen. Vor der Tür dort habe eine präch- tige Kutische gehalten, das Geschirr der Morie sei mit Silber beschlagen gewesen. Oben — im Wartezimmer — habe er einen alten Herrn in kostbarem Fels und eine blutjunge schlanke Dame angetroffen, die in weiße Seide und Spitzen gekleidet war. Der alte Herr habe sehr verdrießlich und die junge Dame sehr eigenfinnig ausgesehen.

„Ein altes Morotte“ — habe der Herr gesagt. „Erzählst du so alle meine Mühsche?“ habe die junge Dame böse gefragt. „Zum ersten Male verlange ich wirklich etwas von dir — und du willst es mir nicht gewähren, obwohl wir noch gar nicht verheiratet sind! Warte doch, der Zufall wird mir schon helfen!“

„Seit zwei Stunden warten wir vergebens, dieser Morotte wegen! Wir mühten längst auf dem Heimweg sein — unsere Gäste warten!“

„Laß sie warten,“ habe die junge Dame erwidert. Und dann sei etwas Sonderbares geschehen, erzählte der Mann weiter. Als er vorgezogen und dem Schreiber den Tot mitgeteilt und gesagt habe, daß es sich um sein neugeborenes Kindchen handle, habe der Schreiber plötzlich dem alten Herrn gewinkt. Auch die junge Dame und ein Herr, den er vorher nicht beachtet, seien an ihn herangetreten und alle hätten auf ihn eingesprochen: Ob er ihnen nicht einen aroben Dienst erweisen und Zeuge ihrer Ehegeschichte sein wollte? Man warte schon lange, ohne den zweiten Zeugen finden zu können, denn das Brautpaar sei fremd und habe niemanden in der Stadt. . .

Zuerst habe er gar nicht verstanden, was man von ihm gewollt; als ihn die junge Dame dann abseits geführt und ihn so herzlich gebeten, habe er nicht widerstehen können. Im Zim- mer des Standesbeamten aber, bei der Eheschließung, habe er zu seinem Erstaunen erfahren, daß die vornehmen Leute gar nicht fremd in der Stadt, sondern in dem feinen Villenviertel des Westens wohnten. Er — der Herr — sei eine hochgestellte Persönlichkeit, sie — die junge Dame — nur eine Tänzerin und ganz armer Leute Kind gewesen. Dann — nahher — habe man ihm eine Hundertnote zugestekt und sei eifrig davongefahren. Der Schreiber aber habe verschmitzt gelächelt: „Sehen Sie, manchmal ist der Aberglaube doch zu etwas gut!“ — habe er gesagt — das Paar hätte hochgestellte Personen zu Trau- zensgen bekommen können, aber die Braut wollte durchaus einen fremden Menschen, der vom Todesbette seines Kindes komme, denn nur der sollte ihr Glück bringen können.“

Mit starrten Augen hatte die Kranke an den Lippen des Mannes gehangen, jetzt schloß sie qualtoll auf. „Wie ein Blick hatte sie die Erinnerung durchguckt, was die Frau damals